Der deutsche Lausbub in Amerika.

Von unserem Korrespondenten.

New York, im Dezember.

Nun hat Erwin Rosen den erfolgreichen zwei ersten auch den dritten Band seiner amerikanischen Erinnerungen und Eindrücke folgen lassen, denen er den bizarren Titel „Der deutsche Lausbub in Amerika" gegeben hat. (Verlag Lutz in Stuttgart.) Dieser neueste und letzte Band verstärkt den Eindruck, den man von den ersten Bänden empfing: daß nämlich der Verfasser ein Meister in der Kunst lebendiger Darstellung ist. Er weiß nicht nur Gesehenes und Erlebtes, sondern auch Erlauschtes, Angelesenes und — Erdachtes dichterisch zu gestalten und anschaulich zu schildern. Seine Schilderungskunst erinnert — ich kann mir nicht helfen! — an Karl May, und das in mehr als einer Hinsicht. Beiden ist ein urwüchsiger Stil eigen, der in hohem Maße die Kraft dichterischer Diktion verrät, und beiden ist auch eine unbezähmbare Fabulistenlust eigen, die allerdings bei dem Dichter des „Winnetou" noch viel lebendiger sprudelt als bei dem Verfasser des Lausbubenbuches.

Die dem vorliegenden Band beigelegte Information verrät, daß der erste Band des „Deutschen Lausbuben" bereits 20 Auflagen erlebt hat. Das kann niemanden überraschen, der das Buch gelesen hat. Dieser äußere Erfolg ist dem Verfasser auch wohl zu gönnen, denn Erwin Rosen ist zweifellos ein glänzender Stilist und ein außerordentlicher Gestalter, dem noch manche schriftstellerische Erfolge beschieden sein dürften. Aber wenn — wie dies vielfach geschehen ist — die Erinnerungen des deutschen Lausbuben auch als kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges gepriesen werden, so kann ein Amerikakundiger daran nur Aergernis nehmen. Denn diese Erinnerungen sind alles, nur keine zuverlässigen Zustandsschilderungen. Sie zeugen von ganz oberflächlicher Beobachtung und passen sich meist der konventionellen Vorstellung an, die man sich in Europa noch immer von diesem Zauberlande der unbegrenzten Möglichkeiten macht. Was der Autor uns da von der Abenteuerlichkeit des Tramplebens, von der Romantik Wild-Wests, der Buntlebigkeit des amerikanischen Journalistendaseins und von Flibustierfahrten auf dem Karibischen Meer erzählt, das ist alles sicherlich nur zum kleinsten Teil erlebt und zum größeren Teil aus der kitschigen Belletristik, mit der amerikanische Zeitungen und Zeitschriften ihre Leser zu füttern pflegen, angelesen. Wo immer die Erinnerungen des deutschen Lausbuben auf Grund eigener Anschauung und Erfahrung zu kontrollieren sind, da erweisen sie sich als unzuverlässig. Wir haben uns auch einigermaßen in Texas, im Westen und anderswo umhergetrieben, ohne jemals solch' romanhafte Episoden zu erleben und allenthalben solchen edlen und biederen Menschen zu begegnen, wie sie der deutsche Lausbub schildert. Uns ist die rauhe Wirklichkeit dort unten immer trostlos nüchtern erschienen, was vielleicht damit zusammenhängt, daß wir uns niemals nach Belieben so gänzlich von der Wirklichkeit loszulösen vermochten wie der Verfasser des deutschen Lausbuben.

Der vorliegende letzte Band schildert die „Erlebnisse" des Lausbuben im amerikanischen Sergeantenrock, als Reporter in New York und als Flibustier im Karibischen Meer. Alles ist wieder frisch und in einem gewissen unmittelbaren Stil erzählt, der außerordentlich überzeugend wirkt, und doch erzählt der Verfasser wieder das Blaue vom Himmel herunter. Was er in New York erlebt haben will, das ist wirklich märchenhaft in des Wortes umfassendster Bedeutung. Diese luxuriöse Pension Montgomery, in der man für 40 Dollar monatlich (!) Wohnung und Frühstück erhält, diese entzückenden, cocktailsspendierenden Misses Nicky und Flossy, diese erstaunlichen schriftstellerischen Erfolge des deutschen Lausbuben bei der amerikanischen Presse — alles das glaube ich einfach dem Verfasser nicht. Es lohnt sich deshalb auch nicht, auf die zahllosen Unmöglichkeiten bei der Schilderung von Geschehnissen oder Zuständen näher einzugehen. Das Hahnebüchenste leistet sich der Autor aber, wenn er als letztes amerikanisches „Erlebnis" eine Flibustierfahrt auf einem Kutter zum Zweck des Waffenschmuggels nach Venezuela schildert, wobei der Lausbub ein bißchen Revolution mitmacht, im dichtesten Kugelregen steht und als Gefangener auf ein amerikanisches Kriegsschiff gebracht wird. Das ist reinster Nick Carter. Aber wenn dann der Lausbub auf besagtem Kriegsschiff einen alten Kameraden trifft, der ihm mit überraschender Selbstverständlichkeit aus seinem Schlamassel heraushilft, so ist das wieder unverfälschter Karl May, bei dem auch stets im Augenblick der höchsten Not irgend ein „deus ex machina" dem Helden über alle Fährnisse hinweghilft. Dieser letzte Eindruck bleibt schließlich auch der nachdrücklichste. Der Verfasser der Lausbuben-Abenteuer ist zweifellos ein fesselnder und phantasiebegabter Erzähler, aber als kulturgeschichtliches Dokument besitzt „Der deutsche Lausbub in Amerika" etwa so viel Wert wie Karl Mays „Winnetou", aus dem wir in unserer Jugend unser kulturgeschichtliches Erkenntnisvermögen bildeten.

A. M. N.